

Konrad Lorenz 1965

Zur Naturgeschichte der Aggression

Göttinger Blätter für Kultur und Erziehung 5(4): 296-308.

[OCR by *Konrad Lorenz Haus Altenberg* – <http://klha.at>]

Seitenumbrüche und -zahlen wie im Original.

## Zur Naturgeschichte der Aggression

Das Referat von Konrad Lorenz faßt im wesentlichen die Untersuchungen seines Buches „Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression“, Dr. G. Borotha-Schoeler Verlag, Wien 1963, zusammen. Es wurde vor der Vereinigung Deutscher Wissenschaftler in Marburg 1964 gehalten als Beitrag zu dem Problem der Friedenssicherung.

In diesem Zusammenhang wies Carl Friedrich von Weizsäcker darauf hin, daß bei der Erörterung der Frage, wie Kriege und kriegerische Spannungen zu vermeiden seien, ein Irrtum nahe läge: der Irrtum, Spannungen und Kriege auf relativ leicht vermeidbare Fehler der Politiker zurückzuführen. Dabei werde die andere Frage übersehen, warum aggressive Tendenzen in der Politik so schwer zu überwinden seien. *D. Red.*

Herr von Weizsäcker hat mir eine eigentlich unlösbare Aufgabe aufgebürdet. Es wird mir kaum möglich sein, Ihnen in überzeugender Weise die Tatsache nahezubringen, daß auch der Mensch ererbte Instinkte hat und daß der Aggressionstrieb ein nicht reaktives, sondern *spontanes* Geschehen in unserem Inneren ist.

Alles, was wir bisher gehört haben, handelte von Prozessen, die sich im komplexen Wirkungsgefüge menschlicher Gesellschaftsordnung abspielen. Das, wovon ich nun reden will, sind die funktionellen Eigenschaften eines *einzigsten* Bestandteiles dieses komplexen Bauwerks. Daß die Eigenschaften dieses Elementes für solche des Ganzen wesentlich sind, vermute ich, weiß es aber nicht. Der Naturwissenschaftler, der auf einem allgemeinen Gebiete arbeitet, braucht auch nicht zu wissen, ob und in welcher Weise seine Ergebnisse in einem spezielleren Gebiete wesentlich sein werden. Der organische Chemiker braucht von Stoffwechselphysiologie nicht viel zu wissen, der Stoffwechselphysiologe dagegen muß sehr wohl organische Chemie können. Von dem Mann, der im unteren Stockwerke arbeitet, ist es schon sehr freundlich, wenn er die Objektwahl seiner Forschungen etwas davon beeinflussen läßt, was dem Manne im oberen Stockwerk nötig ist. Das tun auch wir Verhaltensforscher, z.B. arbeiten wir aus obiger Erwägung hauptsächlich mit Wirbeltieren. Wieweit die von uns zutage geförderten Ergebnisse für die Leute im oberen Stockwerk der humanen Disziplinen verwendbar und wichtig sind, müssen diese selbst entscheiden.

Ich pflege eine Rede wie diese immer mit folgender Warnung zu beginnen: Das Zentralnervensystem der Tiere und des Menschen hat eine Art und Weise, analoge Leistungen auf verschiedenen Integriationsebenen in so ähnlicher Weise zu vollbringen, daß man leicht zu der Annahme verführt werden kann, sie seien physiologisch identisch, auch wenn sie das gar nicht sind. Sie werden in dem, was ich Ihnen jetzt von Tieren erzählen werde, sehr oft Analogien zu menschlichem Verhalten finden. Dies besagt nicht, daß ich meine, beides sei dasselbe. Daneben allerdings gibt es ganz sicher basale Gesetzmäßigkeiten des instinktiven Verhaltens, z.B. die seiner Spontaneität, die tatsächlich für Tier und Mensch in gleicher Weise gelten. Es besteht indessen kein Gegengrund gegen die Bildung rein funktioneller Begriffe, wofern wir uns bewußt bleiben, daß analoge Leistungen nicht physiologisch dasselbe zu sein brauchen. Wir sehen z.B., daß bei der Graugans und beim Menschen jedes Individuum darauf bedacht ist, seine Stellung in der sozialen Rangordnung zu wahren. Wir sehen, daß bei beiden Arten die Individuen den Drang haben, „sich darzustellen“. Ein Ganser prahlt mit seiner Kraft, indem er im Fliegen ganz unnötig schnell akzelleriert und jäh abbremst, der Mensch tut das gleiche mit dem Kraftfahrzeug und stellt seine Macht zur Schau, indem er sich einen dicken Mercedes kauft. Die Graugans wie der Mensch sind eifersüchtig, beide bewachen und registrieren das Verhalten ihres Partners, werden böse, wenn dieser sich mit einem Fremden einläßt, und tun ihr Bestes, diesen zu vertreiben.

Wenn wir uns als gute Physikalisten und psychophysische Parallelisten vorstellen, was für ein neuraler Apparat dazu gehört, um solches zu leisten, wenn wir im Gedankenversuch ein Modell, etwa aus Elektronenröhren, konstruieren, das Analoges leistet, so gelangen wir zu einem Apparat von ziemlich hoher Mindest-Komplikation. Derart Komplexes entsteht in der Natur nur dann, wenn es eine arterhaltende Leistung entwickelt, die einen starken Selektionsdruck ausübt. Übereinstimmungen, die durch ähnliche Leistungen von verschiedenen

Lebensformen unabhängig ausgebildet werden, nennt man Konvergenzen. Die Ähnlichkeit des Delphins, des Haifisches und der ausgestorbenen Ichthyosaurier sind in dieser Weise zu erklären, ebenso, daß Wirbeltiere, Tintenfische und Gliederfüßler in gleicher Weise ein sogenanntes Kameraauge erfunden haben, und zwar völlig unabhängig voneinander.

Wenn der Biologe nun an einem Tintenfisch ein Auge findet, das wie das unsere aus Linse, Glaskörper und Netzhaut aufgebaut ist, so trägt er keine Bedenken, dieses Organ einfach ein Auge zu nennen, und zwar ohne jedesmal ausdrücklich zu sagen: „Lieber Herr Kollege, bitte glauben Sie nicht, daß ich anthropomorphisiere, ich bin mir bewußt, daß ein Tintenfisch kein Mensch ist und daß der gemeinsame Ahne von Tintenfisch und Mensch keine Augen gehabt hat.“ Auch der Begriff „Auge“ ist rein funktionell bestimmt. Der neurale Apparat, der dem Rangordnungsstreben oder der Eifersucht zugrunde liegt, ist mindestens so kompliziert wie ein Auge. Der Verhaltensforscher hat das gleiche Recht, diese funktionellen Begriffe zu gebrauchen, und macht sich damit nicht des Anthropomorphismus schuldig.

Es ist eine allgemeine Gesetzlichkeit des Verhaltens von Tier und Mensch, daß Verhaltensmuster, die lange Zeit nicht gebraucht werden, einen Trieb erzeugen, der sich in zweifacher Weise auswirkt. Die spezifisch auslösenden Reizsituationen werden mit längerer Ruhe dieses Verhaltens immer stärker wirksam, m. a. W. der Schwellenwert auslösender Reize erniedrigt sich. Gleichzeitig gerät der Organismus in Unruhe und beginnt, aktiv nach der adäquaten Reizsituation zu suchen. Instinktives Verhalten ist also nicht rein reaktiv, es wartet nicht wie eine ungebrauchte Maschine darauf, daß auf den Auslöseknopf gedrückt wird, sondern es meldet sich selbst zu Wort und drängt zum spontanen Hervorbrechen. Eben dies nennt man einen Trieb.

Man kennt sehr viele derartige autonome Triebe; auch die menschliche Aggression ist ein solcher. Jene Psychologen, die im Grunde ihrer Seele den Reflex als das einzige Element des Verhaltens betrachten, neigen zu der gefährlichen Hypothese, man könne die Aggression des Menschen dadurch vermindern, ja unterbinden, daß man die spezifisch auslösenden Reize von ihm fernhält. Jede Enttäuschung oder Blockierung eines Strebens — Frustration — löst bekanntlich beim Menschen aggressives Verhalten aus. Der Versuch, durch Vermeidung jeder Frustration schon beim Kleinkind unaggressive Menschen heranzubilden, ist bereits in größtem Umfange gemacht worden und hat, wie durchaus zu erwarten, nur zur Schwellenerniedrigung geführt. Alle „non-frustration children“, die ich selbst kennengelernt habe, waren wohl das Aggressivste an Menschenwesen, das man sich vorstellen kann. Ein lieber Freund, von Beruf Psychoanalytiker, der als Arbeitsgast in meiner Abteilung war, verschob seine Abreise um drei Wochen und gab als Erklärung nur an, daß seine Neffen bei ihm zu Hause zu Gast seien, und diese seien non-frustration children. Vieles spricht dafür, daß die Aggression bei Menschen ebensowenig rein reaktiv ist, wie wir dies beim Tier experimentell nachweisen können. Denken Sie an das Phänomen der sogenannten dicken Luft in einem Institut oder sonstigen Betrieb. Jeder von uns hat einmal an einem Vorgesetzten die langsame Schwellenerniedrigung der Aggression beobachtet, die schließlich bei irgendeinem minimalen Anlaß überschwellig wird und hervorbricht. Wer jemals in Kriegsgefangenschaft oder auf einer Expedition mit guten Freunden zusammen von fremden Menschen isoliert gelebt hat, kennt die als Polarkrankheit oder Expeditionskoller bezeichnete Erscheinung.

Da man keinen normalen Auslaß für aggressives Verhalten hat, wird man reizbar gegen den besten Freund und reagiert auf zufällige kleine Eigenheiten, darauf, wie einer sich schneuzt oder räuspert, genauso, als ob diese harmlosen Äußerungen schwerste Beleidigungen wären. Eine langjährige Mitarbeiterin Mahatma Ghandis hat mir erzählt, daß selbst dieser Heilige im Gefängnis gegen seine miteingesperrten engsten Freunde außerordentlich reizbar wurde. Die Dame dankte mir herzlich dafür, daß ich ihr eine physiologische Erklärung für diese Schwäche ihres Meisters gegeben hatte.

Ich will nicht weiter über die Frage reden, ob der Mensch einen Aggressionstrieb hat, sondern über den Aggressionstrieb selbst. Es ist nicht Aggression im engeren Sinne, wenn der Löwe einen Büffel tötet oder der Büffel mit den Hörnern nach dem Löwen stößt. Aggression ist ihrem Wesen nach intra-spezifisch, d.h. sie richtet sich gegen den Artgenossen. Der Amselhahn und das Rotschwänzchen in unserem Garten bekämpfen einander nicht, aber jeder ist wütend darauf bedacht, keinen Artgenossen in seiner Nähe zu dulden. Als gute Darwinisten fragen wir nach der arterhaltenden Leistung, die bei so vielen und so verschiedenen Lebewesen intraspezifische Aggression herausgezüchtet hat. Die Aggression hat nicht nur, wie Charles Darwin glaubte, die Funktion, den Stärksten und Besten zur Weiterzucht auszuwählen. Dies trifft nur in dem speziellen Fall zu, daß das Männchen Familienverteidiger ist. Bei Arten, für die dies zutrifft, wie bei Büffeln, Pavianen und anderen, gibt es Rivalenkämpfe, durch die tatsächlich das stärkste Männchen ausgewählt wird. Im allgemeinen aber hat die Aggression soziale Wirkungen. Sie bewirkt eine Abstoßung zwischen den Individuen einer Art und sorgt dafür, daß sie sich gleichmäßig über den zur Verfügung stehenden Lebensraum verteilen, und zwar so, daß auch der Schwächere ein — wenn auch kleineres — Gebiet sein eigen nennt. Ich will hier nicht auf die sehr genau bekannten Verhaltensmechanismen eingehen, die dies bewirken.

Die zweite wichtige Funktion der intraspezifischen Aggression ist die Ausbildung einer Rangordnung, die der Sozietät eine feste Struktur verleiht. Diese ist besonders für solche höheren Wirbeltiere von hohem Arterhaltungswert, die viel durch Erfahrung zu lernen vermögen. Bei den meisten sozialen Wesen ist der soziale Rang mit dem Alter jedes Individuums korreliert, und zwar so, daß in vielen Fällen die „Ältesten“ selbst dann ihre führende Stellung beibehalten, wenn sie körperlich nicht mehr die Stärksten sind. Es gibt tatsächlich Tiere, in deren Sozietät die Weisesten und nicht die Stärksten herrschen. Leider sind das nicht die Menschen, sondern die Paviane. Bei diesen wird die Herrschaft der Klügsten in ganz unerwarteter Weise bewirkt, wie jüngst von den amerikanischen Anthropologen Washburn und de Vore nachgewiesen wurde. Die ältesten Männchen bilden einen Senat! Die Horde wird nicht von einem Tier geführt, sondern von mehreren sehr alten Männchen, von denen jeder einzelne schwächer ist als ein vollkräftiger männlicher Pavian, die aber fest zusammenhalten und gemeinsam die Schar zu regieren wissen. De Vores Film zeigt in eindrucksvoller Weise, wie sie dies tun. Wenn sich ein Hordenmitglied „daneben benimmt“, stellen sich die Alten Schulter an Schulter dem Sünder gegenüber und schauen sich an und anschließend jenen. Dies wiederholt sich mehrere Male und wirkt offensichtlich niederschmetternd. Man versteht ganz unmittelbar, daß dieser Ausdruck der Mißbilligung jedermann zur Ordnung ruft.

Die Aggression, wie wir sie in der Natur beobachten, ist also durchaus nicht das Prinzip des Bösen: gleichmäßige Verteilung des auszunutzenden Ackerlandes und Herrschaft der Weisesten dienen ganz offensichtlich dem Gemeinwohl. Woher kommt es, daß aggressives Verhalten beim Menschen so oft schädlich und vor allem gesellschaftsstörend wirkt? Instinktives Verhalten braucht zu seinem Entstehen und zu jeder kleinsten Anpassung Zeiträume von der Größenordnung, mit der der Geologe zu rechnen gewohnt ist, nicht aber der Historiker. Die Entwicklung der Kultur, die schließlich zur Zivilisation führt, geht um ein Vielfaches schneller, und zwar deshalb, weil die aller Kulturentwicklung zugrunde liegenden spezifisch menschlichen Leistungen des begrifflichen Denkens und der Wortsprache eine Erscheinung im Gefolge haben, die man schlicht als die Vererbung erworbener Eigenschaften bezeichnen kann. Wenn heute von Vererbung gesprochen wird, denken selbst Nicht-Biologen an die genetische körperliche Vererbung und vergessen, daß dieses Wort ursprünglich und auch heute noch einen juristischen Begriff bezeichnet. Wenn ein Mensch Pfeil und Bogen erfindet oder von einem Nachbarstamm stiehlt, so hat fortan nicht nur seine Nachkommenschaft, sondern seine ganze Sozietät Pfeil und Bogen. Die Wahrscheinlichkeit, daß diese Werkzeuge und ihr Gebrauch in Vergessenheit geraten, ist ebenso gering, wie daß ein arterhaltend sinnvolles und wertvolles Organ rudimentär wird.

Die überstürzte Veränderung der gesamten Biologie, Ökologie und Soziologie des Menschen erklärt ohne weiteres, daß seine Ausstattung mit sozialen Instinkten auf die veränderten Verhältnisse einfach nicht mehr paßt. Schon die Vergrößerung der Sozietät wirkt in diesem Sinne. Wenn wir, wie unsere Ahnen es in der Steinzeit taten und manche Papuastämme es heute noch tun, in winzigen Gruppen lebten, etwa fünfzehn bis zwanzig Männer mit ihren Frauen und Kindern, so würden wir, wie ich glaube, die zehn Gebote Gottes aus natürlicher Neigung erfüllen. Nächste Freunde, deren jeder einem viele Male das Leben gerettet hat, bestiehlt, belügt und ermordet man jedenfalls viel weniger leicht als einen völlig unbekanntem Mitbürger. Die Entpersönlichung zwischenmenschlicher Beziehungen als Folge des zahlenmäßigen Anwachsens menschlicher Gemeinschaften ist eine der gefährlichsten Zivilisationsfolgen. Nicht nur die Nächstenliebe, die positive Bindung an den Mitmenschen, leidet unter diesem Unpersönlichwerden, sondern mehr noch alle Hemmungen, die dem aggressiven Verhalten entgegenstehen. Obwohl der moderne Krieger „den Feind“ nur in seltenen Ausnahmefällen wirklich haßt, benimmt er sich im Ganzen noch mitleidsloser gegen ihn, als die Kämpfer des Altertums es taten. Unsere instinktiven Hemmungen, Artgenossen zu töten, sind in unserer Stammesgeschichte so entwickelt worden, daß sie ausreichen, um einer schädlichen Auswirkung unserer natürlichen Bewaffnung Einhalt zu tun. Schon der Faustkeil des Vormenschen Australopithecus hat dem Brudermord Vorschub geleistet, indem er ein so plötzliches und (für den Mörder) schmerzloses Töten ermöglichte, daß der Angegriffene keine Gelegenheit mehr hatte, durch Schmerzensschreie und Unterwerfungsgebärden das Mitleid, mit anderen Worten die Tötungshemmung, des Angreifers zu aktivieren. Beim Gebrauch moderner Fernwaffen kommt diesem überhaupt kaum mehr zum Bewußtsein, daß er durch den Druck auf einen Auslöseknopf Mitmenschen die Gedärme zerreißt. Kein moderner Mensch würde auch nur auf die Jagd gehen, wenn es den emotionalen Schichten seiner Seele nahegebracht würde, welche Folgen das Krummmachen eines Fingers für das

gejagte Tier hat. Kein normaler Mensch würde zum Vergnügen einen Hasen oder ein Reh mit Fingernägeln und Zähnen töten wollen.

Ich versage es mir, hier noch näher auszuführen, in wie vielfältiger Weise der Aggressionstrieb beim Menschen durch die Bedingungen der Zivilisation aus dem Geleise gebracht wird und welche Gründe seine Fehlleistungen im einzelnen haben. Dies fällt mir schwer, weil ich Ihnen viele solche Gründe recht überzeugend klarmachen könnte. Dennoch will ich mich sofort der Frage zuwenden, durch welche Maßnahmen man die Dysfunktionen der Aggression vermeiden könnte. Es gibt zwei Gebiete, aus denen man Informationen hierüber entnehmen kann. Das eine davon ist die Beobachtung höherer Tiere und das Studium der sehr verschiedenen Verhaltensmechanismen, die bei ihnen die Aggression in unschädliche Bahnen lenken, sowie der Hemmungsmechanismen, die ein Töten von Artgenossen verhindern. Die zweite Wissensquelle liefert uns die Methodik menschlicher Demagogen, von denen ich in etwas boshafter Weise zu behaupten pflege, sie seien die einzigen Leute, die über das Instinktverhalten des Menschen wirklich Bescheid wissen. Aus den Maßnahmen, die sie ergreifen, kann man Anhaltspunkte gewinnen, welche Hindernisse der Massenaggression entgegenstehen. Man kann gewissermaßen ihre Technik mit negativem Vorzeichen nachahmen.

Überblickt man das Reich der höheren Wirbeltiere und sucht nach den Beziehungen zwischen aggressivem und „freundschaftlichem“ Verhalten, so findet man eine sehr bedeutsame Korrelation. Wir sprechen von einer Gruppe, wenn eine Anzahl von Tieren dadurch zusammengehalten wird, daß jedes Mitglied auf jedes andere mit räumlicher Zuwendung reagiert, nicht aber auf beliebige, unbekannte Artgenossen. Ein solches individuelles Zusammenhalten kommt nun merkwürdigerweise nur bei aggressiven Tieren vor. Man sollte meinen, daß freundschaftliches Zusammenhalten bei nicht-aggressiven Scharwesen, die durch starken Herdentrieb zusammengehalten werden, am leichtesten entstehen könnte. Das kommt, soviel wir wissen, jedoch nie vor: Die aggressionslosen Herdenverbände sind stets völlig „anonym“, jedes Individuum gilt dem anderen gleich viel. Es läßt sich z.B. bei klugen Vögeln wie Staren nachweisen, daß die Einzeltiere einander nicht persönlich kennen.

Gruppenbildung im oben definierten Sinne ist nur bei solchen Lebewesen entstanden, bei denen die Aggression gegen Artgenossen eine sehr wesentliche arterhaltende Rolle spielt, bei denen aber gleichzeitig der Kampf zwischen ganz bestimmten Individuen, wie etwa den Partnern eines gemeinschaftlich brutpflegenden Paares oder den Mitgliedern eines gemeinschaftlich jagenden Rudels, verhindert werden muß. Verhaltensmechanismen, die dies bewirken, gibt es schon bei gewissen barschartigen Fischen, z. B. den Cichliden. Die Friedenszeremonie dieser Tiere, die ich Ihnen nun etwas näher schildern will, ist stammesgeschichtlich durch jenen merkwürdigen Vorgang entstanden, den wir mit Julian Huxley als Ritualisation bezeichnen. Die beiden Partner des Paares lösen jeder beim anderen nachweislich Aggression aus. Sooft sie sich begegnen, spreizen sie die Flossen und zeigen einander die Breitseite mit derselben Gebärde, mit der sie feindliche Artgenossen bedrohen. Anstatt dann aber den Partner anzugreifen, schwimmt der Fisch immer noch drohend an diesem vorüber und greift nun einen anderen Artgenossen, im Normalfalle den feindlichen Reviernachbarn, an. Dieses Verhalten ist ursprünglich sicher so zustande gekommen, daß gewisse aggressionshemmende, vom Geschlechtspartner ausgehende

Reize den Angriff hemmen, der nun ein anderes Ventil sucht und sich gegen ein Ersatzobjekt richtet. Man nennt dies eine neuorientierte Bewegung. Der Mensch, der auf den Tisch schlägt, wenn sein Gegenüber ihn reizt, liefert uns ein Beispiel einer solchen. Ein anderes ist die sogenannte Radfahrerreaktion: Ein Tier, das von einem stärkeren gereizt wird, das es nicht anzugreifen wagt, läßt seine Wut regelmäßig an einem schwächeren aus, wie etwa ein Mann, der im Amt seinen Zorn über einen Vorgesetzten schlucken muß und abends gegen Frau und Kinder reizbar ist. Unser Fisch verhält sich, ritterlicher, indem er die Aggression, die tatsächlich durch sein Weibchen ausgelöst wird, gegen den zu bekämpfenden Nachbarn richtet. Im Laufe der Stammesgeschichte hat sich nun dieses Verhalten zu einer gefestigten Zeremonie entwickelt, die den Charakter eines Symbols bekommen hat. Das Androhen des Partners im Vorüberschwimmen heißt dann in menschliche Worte gefaßt: „Ich bin wütend, aber nicht gegen dich, sondern gegen jenen anderen.“

Befriedigungsgebärden, die in dieser Weise durch die Ritualisierung neuorientierter Aggressionsbewegungen entstehen, gibt es bei den verschiedensten Wirbeltieren; eine besonders hohe Ausbildung besitzen sie bei vielen Enten und Gänsen. Die aus verschiedenen, ursprünglich unabhängig variablen Komponenten (Aggression gegen Partner; Hemmung, diesen zu beißen; Angriff gegen einen außenstehenden Artgenossen) zusammengesetzte Bewegungsfolge wird zu einer einzigen Koordination zusammengeschweißt. Diese nunmehr in sich völlig starre Zeremonie wird in dem Sinne autonom, daß sie alle Eigenschaften einer Instinktbewegung annimmt. Sie hat ihre eigene Spontaneität, ihren eigenen Trieb. Dieser Bindungstrieb beherrscht nun die Struktur von Familie und Sozietät der Gänse. Die Bewegungsweise des Vorüberdrohens kann nur durch ganz bestimmte „befreundete“ Individuen ausgelöst werden, der Drang, diese Situation aufzusuchen, ist so stark, daß eine Gans, die ihren Partner verliert, völlig von dem Streben beherrscht wird, ihn wiederzufinden. Es wäre falsch, zu sagen, daß die Zeremonie des Vorüberdrohens, das sogenannte Schnattern, ein Ausdruck der Bindung sei. Sie konstituiert ja diese Bindung. Der Bindungstrieb dieser Vögel ist so groß, daß er zum stärksten aller ihr Handeln beherrschenden Motive geworden ist. Er vermag alle „tierischen“ Triebe, wie Hunger, Sexualität und Furcht, zu überwinden, und er bestimmt die Gesellschaftsordnung in ihrer artbezeichnenden Form. In allen diesen Punkten gleicht er jenen sozialen Leistungen des Menschen, die mit den Gefühlen der Liebe in ihrer edelsten Form einhergehen, was dem Geisteshochmut so mancher eine Mahnung sein sollte.

Auch beim Menschen gibt es Bewegungsweisen, vor allem Ausdrucksbewegungen, die durch stammesgeschichtliche Ritualisation entstanden sind. Ganz sicher gilt dies für das Lachen, das übrigens ganz besonders nahe Analogien zu der eben besprochenen Zeremonie der Gänse hat. Zusammen lachen bewirkt eine merkwürdig starke soziale Bindung.

Julian Huxley verstand unter dem Begriff der Ritualisation nicht nur den eben kurz skizzierten stammesgeschichtlichen Vorgang, sondern ein analoges Geschehen in der Kulturentwicklung des Menschen. In der Tat bestehen zwischen beiden Prozessen erstaunliche Analogien. Die Rolle, die in der Phylogenese der Verfestigung einer neuen Instinktbewegung zukommt, spielt in der Kultur die Gewohnheit. Auch individuell erworbene Gewohnheiten neigen zur Verfestigung und Verselbständigung, auch sie werden zum Selbstzweck. Wenn sie durch mehrere Generationen überliefert werden, entsteht ein Brauch; wenn der

Ursprung dieses Brauches in die Ferne rückt, wenn sein Ursprung in Vergessenheit gerät, kann er eine Apotheose erfahren: er wird geheiligt. Geheiligte Bräuche, soziale Normen, wie die Soziologen es nennen, werden ebenfalls zu autonomen Motiven menschlichen Verhaltens. Wir lieben sie und sind bereit, für sie zu kämpfen, weil wir sie als Wert empfinden. Bei ihrer Durchbrechung geraten wir in Angst. Das sogenannte magische Denken, von dem auch wir modernen Menschen nicht frei sind und das in seinen Anfängen schon bei höheren Tieren feststellbar ist, hat zweifellos eine sehr beträchtliche Bedeutung für die Arterhaltung: Für ein Lebewesen, das keine oder nur mangelhafte Einsicht in kausale Zusammenhänge besitzt, muß es im großen und ganzen von Vorteil sein, wenn es an einer Verhaltensweise, die sich als gefahrlos und erfolbringend erwiesen hat, mit sklavischer Genauigkeit festhält. Es kann ja nicht wissen, welche Einzelheiten für die Gefahrlosigkeit wie für den Erfolg wesentlich sind. Manchmal sagt uns „Aufgeklärten“ unsere Einsicht, daß ein Brauch „bloßer Aberglaube“ sei. Wir machen uns lustig über denjenigen, der auf Holz klopft als Gegenzauber gegen das Berufen, und ähnliches.

Wir haben indessen wenig Grund, uns über das „Gewohnheitstier“ im Menschen lustig zu machen, das mit buchstäblich tierischer Starrheit an traditionellen Riten und sozialen Normen festhält. Schwüre gelten nicht und Verträge binden nicht, keine vertrauenswürdige Verständigung zwischen Mensch und Mensch ist möglich, wenn nicht beide eine Grundlage geheiligter Bräuche gemeinsam haben, bei deren Durchbrechung sie von einer völlig unrationalen, magischen Vernichtungsangst befallen werden.

Dazu kommt, daß unser Verstand grundsätzlich nicht imstande ist, darüber zu entscheiden, ob ein einzelner Brauch ein entbehrlicher Aberglaube sei oder ein unentbehrlicher Bestandteil des hochkomplizierten Systems sozialer Normen, auf denen sich das Wirkungsgefüge der menschlichen Sozietät aufbaut. Wir besitzen deshalb nicht ohne weiteres Einsicht in dieses Wirkungsgefüge, weil es nicht im eigentlichen Sinne des Wortes Menschenwerk ist. Es mag Fälle geben, in denen ein erleuchteter Gesetzgeber ein religiös begründetes Gebot deshalb erläßt, weil er Einsicht in seine Auswirkungen besitzt, wie dies von Moses behauptet wurde, der gerade solche Tiere für unrein erklärte, die heute als Trichinenüberträger bekannt sind. In den meisten Fällen beruht die Zweckmäßigkeit kulturell entstandener Riten und sozialer Normen nicht auf menschlicher Einsicht, sondern ganz wie der Arterhaltungswert phylogenetisch evolutionierter Ritualisationen auf der Wirkung des Konstruktors alles organischen Werdens, nämlich der natürlichen Selektion.

Dieser Mangel an Einsicht bringt schwere Gefahren mit sich. Das technologische Zeitalter zwingt der menschlichen Kulturentwicklung ein Tempo auf, mit dem nicht nur die phylogenetisch, sondern auch die kulturell ritualisierten sozialen Verhaltensweisen des Menschen nicht Schritt halten können. Das System traditioneller sozialer Verhaltensnormen verträgt aber eine Unterbrechung seiner Funktion so wenig wie irgendein anderes lebendiges System. Kulturen können so leicht sterben wie Lebewesen. Das Abreißen der Tradition kann sie vernichten.

Infolge der überstürzten Entwicklung modernen Gesellschaftslebens veralten soziale Normen heute so schnell, daß ihre Unangepaßtheit offensichtlich wird. Besonders der junge Mensch, der zur Zeit der Pubertät gegen Althergebrachtes revoltiert, neigt dann dazu, alles traditionell Überlieferte in Bausch und Bogen

zu verachten. Wie wenig man über die Funktion kulturell entstandener sozialer Normen weiß, kommt einem dann zum Bewußtsein, wenn man versucht, sie gegen die Skepsis desjenigen zu verteidigen, der die Wertschätzung für den geheiligten Brauch verloren hat. Man sagt etwa: „So etwas tut man eben nicht“ oder „Das ist doch selbstverständlich“ oder „Wenn Du dafür kein Gefühl hast, kann man mit dir einfach nicht reden“. Dieser letztere resignierende Satz bleibt leider solange wahr, als wir nicht das Wirkungsgefüge kulturell entstandener sozialer Verhaltensnormen des Menschen kausalanalytisch durchdrungen haben. Das Überbordwerfen kulturell ritualisierter Verhaltensnormen ist deswegen so gefährlich, weil sie Gegenstand der höchsten menschlichen Wertempfindungen sind. Wer sie leugnet, leugnet einen großen Teil aller Werte und fällt leicht dem Nihilismus anheim. Ich bin überzeugt, daß eben dies die Ursache für jene merkwürdigen Störungen sozialen Verhaltens ist, die wir an den sogenannten Halbstarke so vieler Länder beobachten können.

Wenn ich gesagt habe, daß die Pubertät die Periode der Skepsis an althergebrachten Werten ist, so muß ich hinzufügen, daß sie auch die Zeit ist, in der jeder normale junge Mensch neue Ideale finden muß. Findet er sie, so hängt er durch eine nicht reversible Objektfixation an ihnen, und zwar auch dann, wenn er in einer unglücklichen wertblinden Zeit sein Herz an unwürdige Ersatzideale gehängt hat, oft an solche, die von Demagogen in äußerst geschickter Weise fabriziert werden. Selbst wenn er deren Wertlosigkeit im späteren Leben einsieht, ist seine Fähigkeit, sich für wirkliche Werte zu begeistern, manchmal dann für immer geschädigt.

Der Drang, sich für Werte zu begeistern und für sie zu kämpfen, ist dem Menschen zweifellos angeboren, er ist von vormenschlichen Ahnen ererbt. Er ist eine Form der überindividuellen, kommunalen Aggression, die für die Menschheit ebenso unentbehrlich wie gefährlich ist. Unentbehrlich, weil einem Menschen, der seiner entbehrt, der Sinn für alles Höhere abgeht. Gefährlich, weil die blind-instinktive Natur dieser Verhaltensnorm zu den vernichtendsten Fehlleistungen menschlicher Aggression führen kann. Schon in den sie begleitenden Ausdrucksbewegungen verrät sich die Begeisterung als Instinktverhalten. Der Mensch nimmt eine gestraffte Haltung an, schiebt das Kinn vor, und es läuft ihm ein „heiliger“ Schauer über den Rücken und, wie man bei genauer Selbstbeobachtung bemerkt, über die Außenseite der Arme, die dabei etwas vom Körper abgehoben und nach innen rotiert werden. Diese Körperhaltung ist homolog zu derjenigen des Schimpansenmannes, der zur sozialen Verteidigung seiner Horde antritt. Der „heilige“ Schauer ist nichts anderes als das Sträuben der Haare an den betreffenden Körperstellen, das beim Schimpansen zur imponierenden, einschüchternden Vergrößerung der Körperkonturen führt. Wir sträuben also einen Pelz, den wir gar nicht mehr haben. Zur Illustration der reflexhaften Blindheit dieser Reaktion: Ich habe nie einer farbentragenden Verbindung angehört, ja, ich war während meiner Studentenzeit völlig refraktär gegen diese Art von Romantik. Dennoch spreche ich mit reflektorischer Sicherheit mit allen beschriebenen Reaktionen an, wenn ich das „Gaudeamus igitur“ höre. Als ich in Leeds vor einigen Jahren den Ehrendoktor erhielt, spielte man mir zu Ehren und mir völlig unerwartet auf der Orgel der großen Aula dieser Universität das alte Studentenlied, und ich habe dermaßen die Haare gesträubt, daß ich mich fast schämte. Die Gefährlichkeit der militanten Begeisterung für einen bestimmten Wert liegt darin, daß er für andere Werte

blind macht. Ein ukrainisches Sprichwort sagt: „Wenn die Fahne fliegt, ist der Verstand in der Trompete.“

Ich glaube, daß die für das Wohl der Menschheit Verantwortlichen die physiologische Natur der Begeisterung sehr genau kennen sollten; bisher tun dies nur die berufsmäßigen Demagogen. Die Gefährlichkeit nationaler Begeisterung liegt offensichtlich darin, daß sich unter ihrem Einfluß ein Mensch „ganz als“ Franzose, Deutscher, Amerikaner oder Russe fühlen kann und sich von allen anderen Werten, die er sonst wohl zu empfinden vermag, löst, ja sie geradezu verachtet. Diese Reaktionsweise ist zweifellos arterhaltend sinnvoll gewesen, als die Männer der wilden Stämme der Steinzeit sich restlos für das Wohl der Gemeinschaft einsetzen mußten. In der heutigen menschlichen Gesellschaft vermag ich mir keinen Fall vorzustellen, in dem diese Form eingleisiger militanter Begeisterung anders als schädlich wirken könnte.

Damit komme ich zu der Frage, wie man die Begeisterung in Bahnen lenken könnte, die sie nicht dem Kriege, sondern dem Frieden dienstbar macht. Einen Weg dazu hat ein Bekannter von mir, der amerikanische Arzt Hollo, gewiesen. Er sagte in einem Briefe etwa folgendes: „Ich identifiziere mich (nicht im Freudschen, sondern im landläufigen Sinne) mit einer Reihe von Idealen, für die ich einzutreten bereit bin. Ich bin Arzt, Violinspieler, interessiere mich für Kunstgeschichte und bin leidenschaftlicher Schachspieler. Selbst wenn ich annehme, daß ich von nationaler Begeisterung zur Aggression gegen ein fremdes Volk hingerissen würde, würde meine Feindseligkeit gegen ein Mitglied jenes anderen Volkes dadurch gehemmt, ja ausgelöscht werden, daß der betreffende Mensch sich auch nur mit einem der genannten Werte ebenso identifiziert wie ich.“ Mit anderen Worten, es könnte ein sehr starkes Gegengewicht gegen alle kommunale Aggression zwischen zwei Nationen oder auch politischen Parteien gefunden werden, wenn deren Mitglieder die Empfindung für möglichst viele kulturelle Werte gemeinsam hätten, z.B. für Kunst und Wissenschaft. Die merkwürdige Konsequenz aus diesen für mich ganz unbezweifelbaren Tatsachen ist, daß der *Bildung* ein sehr hoher Wert als Friedensbringer zukommt. Gemeinsames Wissen würde tatsächlich zu größerer Humanität aller Menschen führen. Das Wort humanistisch könnte eine seiner Ethymologie entsprechende neue Bedeutung erhalten. Ich bin Optimist, ich glaube, daß die Wahrheit sich letzten Endes doch immer durchsetzt, ich glaube, daß die Skepsis unserer Zeit ihre guten Seiten hat, wir werden immer empfindlicher und intoleranter gegen demagogisch fabrizierte Ideale und gegen falsche Romantik.

Im Kampf gegen diese beiden großen Übel steht uns ein Bundesgenosse zur Seite, dessen segensbringende Macht, wie ich glaube, in ständigem Zunehmen begriffen ist, und das ist der *Humor*. Das Lachen des Menschen ist sicher primär eine Befriedungsgebärde, eine Begrüßungsreaktion, vielleicht sogar, wie das Vorüberdrohen der Graugans, aus einer neuorientierten Drohgebärde entstanden. Wie andere Begrüßungsreaktionen wird es auch dann ausgelöst, wenn ein Zustand innerer Spannung plötzlich der Entspannung weicht. Der menschliche Humor hat sich innerhalb sehr kurzer historischer Zeiträume merklich verfeinert und hat immer mehr eine bestimmte Leistung bei der Entlarvung lügnerischer Ideale bekommen. Es gibt keine schönere Entspannungsreaktion als die, die wir empfinden, wenn falsche Würde von ihren Kothurnen herabstürzt und der aufgeblasene Ballon eines falschen Ideales plötzlich platzt. Wie die Begeisterung hat auch das Lachen seine aggressive Komponente, besonders

wenn eine zusammengehörige Gruppe einen Außenstehenden auslacht. Dennoch ist es weniger gefährlich, den Humor auf einen Feind zu hetzen, als die Begeisterung. Das Lachen macht nie ganz unkritisch, wie die Begeisterung in ihrem tierischen Ernst das so leicht tut. Auch führt es nie wie diese zu tätlicher Aggression. Hunde, welche bellen, beißen doch manchmal, Menschen, die lachen, schießen nie.

Ich habe versucht, Ihnen zu zeigen, welche wichtige Rolle instinktmäßige, solchen der Tiere durchaus vergleichbaren Verhaltensweisen auch im sozialen Leben des Menschen spielen. Die phylogenetisch und die kulturell entstandenen ritualisierten Verhaltensnormen, die merkwürdige Reaktion der Begeisterung und schließlich die einmalige menschliche Verhaltensweise des Lachens habe ich deshalb näher besprochen, weil sie besonders deutlich zeigen, wie eng beim Menschen instinktmäßig angeborene und kulturell überlieferte Verhaltensnormen miteinander verwoben sind. Ein chinesischer Weiser hat einmal gesagt: „Es steckt alles Tier im Menschen, aber nicht aller Mensch im Tier.“ Glauben Sie bitte ja nicht, daß der Verhaltensforscher dazu neigt, die spezifisch menschlichen Eigenschaften und Leistungen, begriffliches Denken und verantwortliche Moral, von denen ich hier nicht gesprochen habe, zu unterschätzen. Wenn ich zu Vertretern humaner Disziplinen spreche, pflege ich dies ebenso zu betonen wie meine Warnung, aus funktioneller Analogie nicht auf physiologische Identität zu schließen. Ich behaupte, daß niemand diese einzigartigen menschlichen Leistungen schärfer sieht als derjenige, für dessen Blick sie sich von dem Hintergrunde jener angeborenen Verhaltensweisen abheben, die wir mit den Tieren gemeinsam haben.

„Das Tier im Menschen“ ist keineswegs ein Tier wie andere Tiere. Wie Arnold Gehlen mit Recht betont, ist der Mensch von Natur aus ein Kulturwesen. Alle instinktiven Verhaltensnormen des Menschen sind schon in seiner Stammesgeschichte so angepaßt worden, daß sie der höheren menschlichen Leistungen, vor allem der kulturellen Überlieferungen, bedürfen, um mit ihnen ein funktionsfähiges Ganzes zu bilden. Das Vernunftwesen im Menschen muß das Tier im Menschen genau kennen, wie der Reiter sein Pferd, um die Herrschaft darüber ausüben zu können. Das Tier im Menschen aber wäre, der Zügelung und Ergänzung durch die höheren geistigen und kulturellen Funktionen beraubt, nicht einem Pferde vergleichbar, das des Reiters ledig fröhlich ins Wildleben zurückkehrt, sondern ein trauriger Torso, nicht unähnlich jenen Unglücklichen, denen eine früh im Leben durchgemachte Encephalitis die Funktion großer Teile des Vorderhirns geraubt hat.

Auf der anderen Seite wäre der Mensch als reines Verstandeswesen ebenfalls nur ein Torso; die Wärme des Gefühls und die Empfindung für Werte entspringen den unbewußten instinktmäßigen Schichten der menschlichen Persönlichkeit. „Instinkt und Vernunft“ ist eine schiefe Antithese, denn in der Vernunft, in dem Sich-ins-Benehmen-Setzen, in der Wertschätzung des Mitmenschen als gleichwertigem Vernunftwesen steckt eine Menge dessen, was nicht rein verstandesmäßig ist. Ohne die Wärme des Gefühls und die Empfindung für Werte bleibt die kategorische Frage Kants ohne Antwort. Wenn ein reines Verstandeswesen den Finger am Auslöseknopf der Wasserstoffbombe hat und sich fragt, was geschieht, wenn es auf ihn drückt, und sich sagen muß, in diesem Falle sei die Menschheit vernichtet, würde es darin keinen Grund sehen, das fürchterliche Tun zu unterlassen. Es würde sagen: “so what” — der amerikanische

Ausdruck trifft noch besser als das deutsche „und wenn schon“. Der alles Instinktmaßigen, in gewissem Sinne Tierischen beraubte Mensch wäre keineswegs ein Engel, er wäre weit eher das Gegenteil und würde den Standpunkt des Mephisto teilen: „drum besser wär's, daß nichts entstünde“.

Die nicht nur bei Geisteswissenschaftlern verbreitete Überschätzung der Verstandesleistungen des Menschen und die Unterschätzung seiner instinktiven Verhaltensnormen führt zu dem weitverbreiteten Irrtum, daß alle dem Wohle des Gemeinwesens und nicht des Individuums dienenden Verhaltensnormen des Menschen der verantwortlichen rationalen Moral und nicht angeborenen Trieben entsprängen. Für instinktiv werden nur „egoistische“, „bestialische“ Antriebe wie Hunger, Furcht, Begattungstrieb und dergleichen gehalten. Dieser Täuschung wird dadurch Vorschub geleistet, daß die sozialen, der menschlichen Gemeinschaft dienenden angeborenen Verhaltensnormen, solange sie ihre arterhaltenden Funktionen voll erfüllen, durch die kategorische Selbstbefragung nicht von wirklich moralischen zu unterscheiden sind. Die Frage: „Kann ich die Maxime meines Handelns zum Naturgesetz erheben?“, erhält eine bejahende Antwort, aus dem einfachen Grunde, weil diese Maxime dann tatsächlich ein solches ist.

Selbst bei Sigmund Freud findet sich manchmal implicite der oben erwähnte Irrtum: seine Rekonstruktion des Vormenschen läßt diesen als ein recht unsoziales, der Tötungshemmungen und der Menschenliebe völlig entbehrendes Wesen erscheinen. In Wirklichkeit waren unsere tierischen Ahnen gewiß nicht weniger soziale Wesen wie Graugänse, Wölfe oder Schimpansen. Sie waren dem Freund ein ebenso treuer Freund wie diese, sie haben ihre Familienmitglieder und die Angehörigen ihrer Gruppe ganz sicher nicht weniger geliebt als Sie.

Nun sind die großen Worte gefallen: *Liebe* und *Freundschaft*. Ich habe Ihnen schon erzählt, daß echte Gruppenbildung, d. h. das Zusammenhalten von Individuen, im Tierreich dort auftritt, wo die Aggression zwischen Einzelwesen verhindert werden muß. Ein Rudel Wölfe könnte nicht gemeinsam jagen und sein Revier verteidigen, ein Cichlidenpaar seine Brut nicht betreuen, eine Gruppe Graugänse nicht mit außenstehenden Artgenossen und überhaupt der gesamten Außenwelt in Gegensatz treten, wenn die Aggression zwischen den Individuen nicht durch persönliche Liebe und Freundschaft verhindert würde. Ich weiß, daß manche Philosophen hier an dem Worte „persönlich“ Anstoß nehmen werden, das ich hier aber völlig bewußt gebrauche. Für mich beginnt die „persona“ dort, wo das Individuum in der durch Bindungstrieb zusammengehaltenen Gruppe eine Rolle spielt, die nicht durch ein beliebiges anderes übernommen werden kann.

Schon die allergeringsten Grade persönlicher Freundschaft können aggressionshemmend wirken, und zwar nicht nur bei Tieren. Man beobachte, wie in einem Eisenbahnabteil Menschen dieses temporäre Territorium in rüder Unhöflichkeit gegen jeden Eindringling zu verteidigen suchen und wie ihr Verhalten in beschämte Höflichkeit umschlägt, wenn sich dieser als Bekannter erweist. Die Demagogen wissen genau, daß persönliche Bekanntschaft Aggression hemmt und suchen diese deshalb durch Eiserne Vorhänge zu unterbinden, wie auch im Kriege die Heerführer jedes „Fraternisieren“ zwischen den Gräben verhindern müssen. Dies ist eins der Beispiele, wie man aus der Methodik der Kriegsregeln

nur mit negativem Vorzeichen abzuschreiben braucht, um Frieden bringende Kräfte zu entdecken.

Liebe und Freundschaft sind dazu berufen, der menschlichen Aggression Zügel anzulegen. Aus ihnen stammt die Kraft, die die Beantwortung der kategorischen Frage in einen Imperativ verwandelt. Bei ihnen könnte die Rettung liegen, wenn diese Kraft stark genug wäre. Leider aber sind wir Menschen, sowie wir heute gebaut sind, nur imstande, unsere persönlichen Freunde zu lieben, während die Aggression sich auch und gerade anonym auf politische oder nationale Feinde richten läßt, mit der gefährlichen Hilfe der militanten Begeisterung. Daraus ergibt sich als selbstverständliche Forderung, daß wir unsere Mitmenschen lieben sollten, ohne Ansehn der Person. Wir vermögen, die Notwendigkeit dieser Forderung einzusehen, ihre Schönheit zu empfinden, aber wir vermögen nicht, ihr nachzukommen. Ich glaube aber, daß der Mensch in sehr schneller Evolution begriffen ist, auch was seine Ausstattung mit Instinkten betrifft. Es ist so offensichtlich, daß ein höherer Grad von Fähigkeit zur Menschenliebe die Menschheit retten könnte und es schon mit dem Teufel zugehen müßte, wenn der Mensch sich nicht in der Richtung größerer Liebesfähigkeit zu entwickeln vermöchte.